

Was bedeutet Arbeit heute? Wie sehen Arbeitswelten aus? Welche Veränderungen haben sie erfahren und wie entwickeln sie sich weiter? Fragen nicht nur für denjenigen, für den sich lange Zeit typische Erwerbsbiografien immer mehr in Kurzzeitarbeit, halben Stellen, Projektarbeit oder Schattenwirtschaft auflösen. Die Arbeitswelt wird ganz allmählich auch wieder ein Thema für die Literatur, wie jüngste Veröffentlichungen zeigen: „wir schlafen nicht“ von Kathrin Röggla (2004), Stephan Alfare mit „Karl Heinz Zizla hat Krebs“ (2000) und die Krimis „Komm, süßer Tod“ (1998) und „Auferstehung der Toten“ (1996) von Wolf Haas. Nicht zu vergessen der von Suhrkamp-Lektor Johannes Ullmaier 2007 herausgegebene Band „Schicht! Arbeitsreportagen für die Endzeit“, in dem 17 deutschsprachige Schriftsteller die Werkstätten der Gegenwart besuchen.



Die Literatur der Arbeitswelt hat eine Geschichte, die bis in die 1880er Jahre zurückgreift, wie Michael Tonfeld in einem kurzen Abriss in LP21 erläutert. Eine wichtige Rolle spielt dabei der Werkkreis der Literatur der Arbeitswelt mit seinen Werkstätten in Deutschland und Österreich, der 2005 seinen 35. Geburtstag feierte.

Gerade hat der österreichische Literaturblog „Duften der Doppelpunkt“ – organisiert von Petra Öllinger und Georg Schober – in Kooperation mit dem Werkkreis einen Literaturpreis zum Thema Arbeitswelt verliehen und zeitgleich die Anthologie „Rote Lilo trifft Wolfsmann“ veröffentlicht.

Ziel war laut Organisatoren, einem Sujet mit großer Tradition und Relevanz wieder mehr Aufmerksamkeit zu verschaffen. Zudem ging es darum, ein Netzwerk zwischen schreibenden Menschen aufzubauen, in dem sich Begriffe wie Solidarität und voneinander Lernen auch real manifestieren. Die Resonanz auf das Thema war unerwartet hoch: 323 Autorinnen und Autoren beteiligten sich mit über 400 Beiträgen an dem Wettbewerb. LP21 stellt zwei der Preisträger, Thomas Mokkahoff und Esther Schmidt, mit Texten vor und spricht mit Thomas Mokkahoff über die Arbeitswelt, ihre Menschen und deren Zukunft.

Arbeiter

Michael Tonfeld

Arbeiterliteratur signalisiert heutzutage Anachronismus. Ein Begriff aus einer scheinbar längst vergangenen Epoche, eine niemals klar definierte Gattung, zumal sich Kunst und Arbeitswelt im deutschsprachigen Raum geradezu ausschließen. Die anglophone wie frankophone Literaturgeschichte betrachtet die Literatur ohne Ausklammerungen, in mediterranen Ländern zählt Volkskunst ohnehin zum Kulturgut und in Regionen, in denen die Oralliteratur überwiegt, zeugen die Interpretationen in Form von Songs, Videoclips und Filmen vom ungebrochenen Stellenwert einer hierzulande belächelten Kunstform.

In Mitteleuropa entwickelten sich Arbeiterlied, -kunst und -literatur analog zur Arbeiterbewegung, weshalb die Definition, Arbeiterliteratur sei die „Schwester der Arbeiterbewegung“ wohl dem am nächsten kommt, was die Intentionen der Protagonisten angeht. Bürgerliche Vorkämpfer wie Freiligrath, Herwegh und Weerth dürfen als Vorbilder der Bergarbeiterdichtung der späten 1880er Jahre, dem Beginn einer Literatur der Arbeitswelt, angesehen werden. Zunehmend kämpferisch artikuliert sich die Arbeiterliteratur zwischen den Weltkriegen I und II. Einen ersten Höhepunkt erlebte sie mit der Arbeiterkorrespondentenbewegung und dem Bund Proletarisch Revolutionärer Schriftsteller.

Hoffähig wurde die Arbeitswelt mit der Gründung der Gruppe 61, die schriftstellerisch tätige Arbeiter mit Lektoren und Journalisten zusammenbrachte, und des 1970 gegründeten Werkkreises Literatur der Arbeitswelt mit seinen zahlreichen Werkstätten von Hamburg bis in die Steiermark und nach Tirol. Neuerscheinungen fanden sich regelmäßig in den Schaukästen des Buchhandels, fast täglich gab es eine Lesung des Werkkreises. Seine Domäne, mittels der Textdiskussion Laien zu qualifizieren, wurde fester Bestandteil der Volkshochschulen. Frauen- und Gastarbeiterliteratur, vom Werkkreis erstmals gefördert, verselbständigten sich nicht nur, sondern sorgten für eine Welle der Betroffenheitsliteratur.

Während in Österreich die Arbeitswelt durch Schriftsteller wie Hinterberger, Innerhofer, Scharang, Turrini und Wolfgruber Me-

schreiben und lesen auch

Zur Geschichte der Literatur der Arbeitswelt

dienpräsenz erlangte, blieb in Deutschland einzig Günter Wallraff das Synonym für diese Literatur schlechthin. Mit der Einstellung der erfolgreichen Fischer-Taschenbuchreihe des Werkkreises 1986, dem Auslaufen der Folgeihen beim Bund-Verlag in der Bundesrepublik und beim Europa-Verlag in Österreich verschwand die Arbeiterliteratur in Westdeutschland in der Versenkung. Der Niedergang der „Zirkel schreibender Arbeiter“ in der DDR bestätigte Kritiker, die der Arbeiterliteratur lediglich dokumentarischen Nutzen zugestanden.

Allen Unkenrufen zum Trotz erstarkt die literarische Auseinandersetzung mit der Situation abhängig Arbeitender allmählich wieder. Von Hamburg über Berlin und Leipzig bis nach Wien entstehen erneut Werkstätten schreibender Lohnabhängiger. Die Auseinandersetzung mit den Auswüchsen des Spätkapitalismus in Zeiten der Globalisierung beginnt von neuem, wie auch Krimis, Satiren, selbst Lyrikbände und Romane belegen. Mit der im Januar 2001 erschienenen Anthologie „Uns reichts – ein Lesebuch gegen Rechts“ im

Geest Verlag, inzwischen mehrmals aufgelegt, erlebte der Werkkreis erstmals nach fast zwei Jahrzehnten wieder eine Auflagenhöhe, die annähernd der entspricht, die zuletzt die Fischer-Taschenbücher abzüglich der Remittenden erreichten. Zu den Mitgliedern des Werkkreises zählen heute neben Vertretern der klassischen Berufe der Schwerindustrie auch Informatiker, Programmierer, Physiker und Hartz-Vier-Empfänger. Bundesweite Schreibseminare helfen bei der literarischen Arbeit, Lesungen finden bei Streikbewegungen ebenso statt wie in schulischen Institutionen. Mit der in Deutschland und Österreich erscheinenden Zeitschrift „Tarantel – Zeitschrift für Kultur von unten“ wird die Tradition bewahrt, der Diskurs zeitgemäßer Kultur der Arbeitswelt fortgesetzt und mit aktuellen Texten Öffentlichkeit hergestellt. Im kommenden Jahr will der Werkkreis erstmals einen Frauenliteraturpreis vergeben.

Michael Tonfeld ist Erster Sprecher des Werkkreises Literatur der Arbeitswelt, Deutschland

63

Das Kollektiv muss das System ändern, nicht der Einzelne



Thomas Mokkahoff heißt der Sieger der zweiten Stufe des Literaturpreises zum Thema „Literatur der Arbeitswelt“. Seinen Text „Kommen Sie rein, Knapp“ (siehe nächste Seite) wählte die Jury aus neun verbliebenen Arbeiten aus. Thomas Mokkahoff ist gebürtiger Wiener, Jahrgang 1962. Er arbeitet als selbständiger Unternehmensberater und schreibt, seit er 16 Jahre alt war.

Andrea Marczinski sprach mit dem Autor über die Arbeitswelt, ihre Menschen und deren Zukunft.

Was reizt Sie literarisch an der Arbeitswelt? Finden Sie ihre Themen ausschließlich dort?

Ich nehme meinen Stoff gerne aus dem, was ich tagtäglich erlebe. Mich interessiert, was Menschen tun, wie sie agieren, wie sie sich organisieren, wie sie scheitern oder erfolgreich sind. Ein wichtiger Teil der Gesellschaft ist eben die Arbeitswelt. Mich beschäftigt auch, welche Werte da regieren – momentan das Kapital, das Geld. Wie das

Fortsetzung auf Seite 64

Fortsetzung von Seite 63

die ganze Welt beeinflusst. Das fasziniert mich.

Sie sind seit mehr als 25 Jahren im Berufsleben. Welche Veränderungen der Arbeitswelt konnten Sie ausmachen?

In den vergangenen 15 Jahren als Unternehmensberater beobachte ich die qualitativen Veränderungen der Arbeit, vor allem durch die Steigerung von Geschwindigkeit, Flexibilität und Effizienz. Nicht mehr die unternehmerischen Überlegungen, sondern die Bedürfnisse des Kapitalmarktes bestimmen das unternehmerische Handeln. Nichts

ist so wichtig wie der Shareholder und sein Gewinn; nicht der Kunde, nicht der Mitarbeiter und nicht die Gesellschaft. Was nicht gut ist. So werden zum Beispiel viele Veränderungen nur gemacht, um den Großaktionären sagen zu können: Wir haben restrukturiert. Auch wenn der Effekt minimal ist oder sogar negativ – der Aktienkurs steigt und das legitimiert die Entscheidung. Das zweite, das mir auffällt, ist der rapide steigende Wert von Qualifikation. Das ist das, was dem Einzelnen ein wenig Macht gibt: Seine Qualifikation wird benötigt. Das macht ihn zum Unternehmer seiner selbst.

Die Figur in ihrem Text bekommt die Entlassung so mitgeteilt, wie es das

Management auf Führungsseminaren lernt. Welche Chance haben Menschen wie Knapp, sich zu wehren oder zu verweigern?

Wir reden hier von den Standards der Arbeitswelt, von einem System. Menschen wie Knapp können sich nur entscheiden, ob sie daran teilhaben wollen oder nicht. Da zu bleiben und sich zu verweigern würde in der Regel eher dazu führen, dass man ausgesondert wird. Das System zu ändern ist nicht die Aufgabe des Einzelnen, sondern des Kollektivs. Da ist die Politik gefragt. Ich allein gegen das System – das erinnert mich an Don Quichotte. Der Einzelne ist eher gefragt nachzudenken, aufzuzeigen,

64

dokumentiert

KOMMEN SIE REIN, KNAPP

Tom Mokkahoff

Kommen Sie rein, Knapp, setzen Sie sich. Wie läuft es mit den Projekten? Gut? Das freut mich zu hören. Haben Sie da noch Potentiale identifizieren können? Sehr schön.

Aber ich wollte noch etwas anderes mit Ihnen besprechen. Sie wissen ja, dass wir gerade ziemlich unter Beschuss stehen. Die effizienzsteigernden Maßnahmen haben nicht ausreichend gegriffen, wir haben die Übernahme von VBS noch nicht richtig verdaut und die Analysten haben uns downgerated. Jetzt heißt es fressen oder gefressen werden, die Geier umkreisen uns.

Es wird gerade eine neue Strategie entwickelt. Wir müssen etwas tun, um unsere Zahlen in den Griff zu bekommen. Ich setze da voll auf Sie und Ihre Mithilfe, lieber Knapp. Die letzten Zahlen – ich sage Ihnen das ganz im Vertrauen – sehen nämlich gar nicht gut aus. Sie können sich nicht vorstellen, wie die da oben Druck machen. Ich fürchte, ich kann nicht mehr alles abfangen. Wir müssen uns rasch etwas einfallen lassen.

Das heißt vor allem: Kosten senken. Und das werden wir auch, nicht wahr, Knapp? Deshalb haben wir ja auch die Berater im Haus, die festgestellt haben, dass wir aufgebläht sind. Verkrustet und erstarrt in der langen Periode von Gewinn und Wohlstand.

Und Sie wissen ja, wie es ist. Wenn die das sagen, dann

müssen wir handeln, nicht wahr, Knapp? Jetzt wird unser Portfolio analysiert, Outsourcing-Szenarios werden gerechnet, für den IT-Bereich ist ein Carve-Out angedacht und der Konzern wird in eine Holdingkonstruktion überführt. Natürlich werden wir auch intern umstrukturieren. Ja, und deshalb haben wir uns entschlossen – und glauben Sie mir, wir haben uns das nicht leicht gemacht – uns von Ihnen zu trennen.

Ich weiß, was Sie sagen wollen, Knapp. Auch ich finde es schade, ich bin erschüttert. Ich habe wie ein Löwe gekämpft für Sie, ich hab alles versucht, um Sie zu halten, ich war chancenlos. Aber gegen die Zahlen – Sie wissen es ja selbst am besten – gegen

die Zahlen kommt man nicht an. So ist eben das Leben, und so ist das Geschäft, nicht wahr, Knapp? Freut mich, dass wir da einer Meinung sind.

Wir werden jedenfalls ein schönes Paket für Sie schnüren. Und wir bleiben in Kontakt, lieber Knapp. Natürlich, wir bleiben auf alle Fälle in Kontakt. Jetzt holen Sie mal Ihre Sachen. Die Personalabteilung freut sich schon auf Sie, um mit Ihnen Ihren weiteren Weg zu besprechen. Die haben keine Mühen gescheut und haben für Sie ein attraktives Outplacement-Programm gestaltet.

Damit – und mit ihren Qualitäten – haben Sie sicher glänzende Perspektiven. Sie waren ja schließlich einer unserer Besten.

Also, alles Gute, Knapp, alles Gute.

auch sich zu organisieren, um einen Gegendruck aufzubauen und die Politik und ihre Organisationen wieder in die Pflicht zu nehmen.

Was bedeutet das für junge Leute, die vor ihrem Eintritt in die Arbeitswelt stehen?

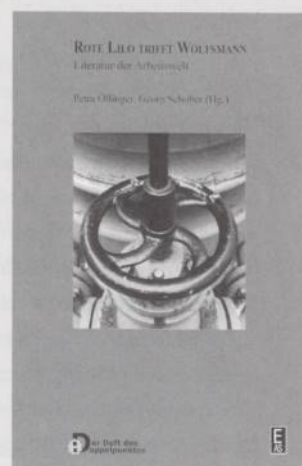
Wenn sie nicht stark politisiert sind, sagen die 20- bis 25-Jährigen: Wo ist das Problem? Mir kommt es so vor, als ob sie schon in diese neue Welt hineingepägt werden. Junge qualifizierte Menschen haben hier schließlich alle Chancen. Für die anderen, die Unqualifizierten und die Älteren, wird es herber, die werden noch ohn-

mächtiger. Denn der Sozialstaat versagt immer mehr. Ich könnte mir zum Beispiel vorstellen, dass der Wanderarbeiter wieder populär wird. Die Globalisierung ist ein Faktum. Krankheiten globalisieren sich, die Wirtschaft globalisiert sich. Warum nicht auch die sozialen Probleme?

Welchen Stellenwert hat da das Schreiben für Sie?

Es ist für mich das einzige, was ich tun kann. Ich kann etwas zeigen, vielleicht zum Nachdenken anregen. Ich kann eine von vielen Stimmen sein, die sagen: Moment mal! Und das mit den Mitteln der Literatur.

Das kann den Blick verändern. Und das ist notwendig. Denn wir tun immer so, als wäre die Welt so, wie wir sie sehen, aber so ist sie nicht. Darum geht es auch in meinem noch unfertigen Roman.



Weitere Informationen: www.mokkahoff.at

ENGE

Esther Schmidt

Anfang September fiel es Munk zum ersten Mal auf. Wie jeden Tag seit vierzig Jahren hatte er dem Portier ein knappes „Morgen!“ zugeworfen, hatte sich zu den Kollegen in den Aufzug gequetscht und auf seiner Etage wieder hinaus gedrängt. In seinem Büro hatte er die Aktentasche auf den Besucherstuhl gestellt, den Mantel ausgezogen und ordentlich in den Wandschrank gehängt. Erst danach, als er sich zu seinem Schreibtisch umdrehte, stockte er. Der Raum wirkte anders – kleiner. Nicht in der Breite, sondern in der Höhe. Als wäre die Decke ein Stück heruntergerutscht. „Unsim!“, murmelte er. Das konnte nur am Licht liegen. Die Tage wurden kürzer, das Wetter grau und ungemütlich – da wirkten Räume eben etwas drückender. Aber der Eindruck blieb, verstärkte sich sogar. Mitte September fragte er die Kollegin aus dem Nachbarzimmer. „Schauen Sie mal, Frau Ebert. Kommt Ihnen die Decke nicht niedriger vor?“ „Nein, die ist genau so hoch wie meine. Warum?“ Doch das entsprach nicht den Tatsachen. Die weißen Deckenplatten senkten sich, stetig und unaufhaltsam. Er spürte es, wenn er sich über seinen Aktentisch krümmte, fühlte es so körperlich, wie die Anwesenheit seines Chefs, wenn der ihm prüfend über die Schultern schaute. Manchmal knarrten die Platten drohend. Es klang

genau so wie das Knurren

seines Vorgesetzten: „Kommen Sie mir nicht noch einmal mit dieser Decke! Der Hausmeister hat sie schon dreimal inspiziert, mit Ihrem Büro ist alles in Ordnung!“

Mitte Oktober hatten sich die Rigipsplatten so weit abgesenkt, dass sie die Schranktür blockierten.

„Hm“, murmelte der Hausmeister verwundert. „Die Tür muss sich verzogen haben. Ich schicke nachher jemanden vorbei!“

Munk legte seinen Mantel über den Besucherstuhl, an diesem Tag, wie auch an allen folgenden Tagen, denn trotz mehrmaliger Erinnerung fand der Hausmeister keine Zeit, sich der Sache anzunehmen.

Mitte November konnte Munk sein Büro nur noch gebückt betreten. Es behinderte ihn nicht sonderlich bei der Arbeit, da er ohnehin meistens saß und in seinen Computer tippte. Was ihn mehr belastete, war das Kichern der Kollegen hinter seinem Rücken, die Blicke, die sie ihm zuwarfen.

„Er wird schrullig“, hörte er Frau Ebert sagen. „Wird Zeit, dass er in Rente geht! So was ist für eine Firma auf Dauer nicht tragbar!“

Im Dezember wagte er es noch einmal, bei seinem Chef vorstellig zu werden, da die näher gerückten Deckenlampen unangenehm auf seinen Rücken brannten.

„Ich sage es Ihnen zum letzten Mal: mit Ihrem Büro ist alles in Ordnung! Stellen Sie sich nicht so an! Und wenn Ih-

Fortsetzung auf Seite 66

nen zu warm ist, machen Sie die Fenster auf! Oder klemmen die etwa auch?“

Von da an verzichtete Munk darauf, irgendjemanden auf das Problem hinzuweisen. Er gewöhnte sich eine zunehmend gekrümmte Sitzhaltung an, und als er befürchten musste, dass die Decke den Bildschirm beschädigen könnte, stellte er ihn unter den Schreibtisch.

„Zum Donnerwetter, was machen Sie da?!“

Unter dem Schreibtisch zusammengekauert sah Munk seinen Chef in der Tür hocken, das Gesicht rot vor Ärger. „Ich habe jetzt genug von Ihren Mätzchen! Ich erwarte, dass Ihr Projekt am Montag fertig ist! Und wenn Sie dafür an Weihnachten hereinkommen müssen!“

66

Folgsam erschien Munk am ersten Feiertag in der menschenleeren Firma. Die Decke lag inzwischen auf dem Schreibtisch, und Munk musste auf allen Vieren zu seinem Computer kriechen. Klein und buckelig wie ein Käfer arbeitete er. In dieser Haltung, die Knie unter den Bauch geklemmt, den Kopf angestrengt nach oben gereckt, konnte er kaum atmen.

Doch es hörte nicht auf. Mit boshaftem Knarren kippte die Decke an der Schreibtischkante in die Schräge.

Munk krümmte sich zusammen, fühlte das Gewicht auf seinen Schultern, den unbarmherzigen Druck auf seinem Rücken.

„Hilfe!“, rief er kläglich, aber es war niemand da, der ihn hätte hören können. Er zitterte, versuchte, zur Tür zu robben. Die ungeheure Last drückte ihm die Luft ab. Er keuchte, wimmerte, und plötzlich fühlte er einen stechenden Schmerz am Herzen. In einer verzweifelten Geste reckte er seine Hand Richtung Ausgang. Vergeblich.

Esther Schmidt, zweite Preisträgerin in der zweiten Stufe des Literaturpreises „Der Duft des Doppelpunktes“ · Jahrgang 1970, Steuerberaterin, Frankfurterin (am Main) in der vierten Generation:

Mit dem Schreiben habe ich angefangen, seit ich durch die „Sesamstraße“ das Lesen gelernt habe. Seit anderthalb Jahren schreibe ich Kurzgeschichten, da kann man sich besser austauschen mit anderen Schreibenden. Feedback bekommen, wie ist man im Vergleich mit anderen? Bei mir ist das Schreiben so ein bisschen ein Fluchtmechanismus. Ich merke, dass ich immer dann anfangen, besonders viel zu schreiben, wenn die Stress besonders groß wird. Ich schreibe gern Fantasy, was also ganz von meiner Erlebniswelt getrennt ist. Was mich interessiert, sind Figuren und Personen.

Ich will eigentlich nicht über das schreiben, was ich auch noch jeden Tag erlebe. Wenn man das, was man gern tut, irgendwann tun muss, dann hört die Freude daran irgendwann auf. Geschichten haben viel mit Emotionen zu tun. Jeder Film, jedes Buch soll auch Emotionen wecken. Was keine Emotionen weckt, ist oft auch langweilig. „Enge“ war auch ein Schreibexperiment, das Kafkaeske auszuprobieren.

Die Ökonomie von Lunapark21

Mit der ersten Ausgabe im Februar legte LP21 einen „Blitzstart“ hin. Doch kaum jemand weiß: Es war bereits der zweite Anlauf.